

Màxim Huerta

DER BLUMENLADEN DER  
MADEMOISELLE VIOLETA

Roman

Aus dem Spanischen übersetzt  
von Anja Rüdiger

THIELE  VERLAG

*Zur Erinnerung an Ana María Matute,  
die mir den Frühling gebracht hat.*

*Man muss das Leben erfinden, weil es wahr werden könnte.*  
ANA MARÍA MATUTE

*Wind dreht nach Ost, Nebel kommt auf. Der Himmel sieht  
plötzlich so merkwürdig aus. Was uns bevorsteht, das zu sagen  
ist schwer. Doch ich fühle, es kommt was, es kommt etwas her.*

Aus: MARY POPPINS

*Ein Vogel, der wenige Minuten zuvor aus seinem Käfig entflohen ist, fliegt über Paris. Er sucht auf den Dächern von Saint-Germain-des-Prés nach einem Ort, wo er sich niederlassen kann. Aus einigen Schornsteinen steigt Rauch auf, mit dem der Wind spielt. Eine Frau beugt sich aus dem Fenster und schaut nach oben, um nach dem Wetter zu sehen. Es ist bewölkt wie so oft. Der Vogel landet auf der Markise des Café de Flore und beäugt die Leute, die dort ein und aus gehen. Um ihn herum erwacht die Stadt zum Leben. In einem Hauseingang wird die Tür geöffnet, ein junges Mädchen greift nach seinem Gepäck, zwei Männer zünden sich eine Zigarette an, ein Polizist zieht seine Uniformjacke glatt, die Frau schließt das Fenster wieder, und als auf der Terrasse des Café de Flore ein Stuhl umfällt, erschrickt sich der Vogel, der seinem Käfig entflohen ist; er flattert auf, auf der Suche nach einem anderen Plätzchen.*

*In einem Blumenladen herrscht immer ein wunderbarer Duft.*

## PROLOG

Der Blumenladen *L'Étoile Manquante* – der fehlende Stern – ist einer jener Orte, an dem es sich lohnt zu warten, dass die Tür aufgeht. Sehen wir uns doch mal an, wer heute kommt.

Die erste Kundin an diesem Morgen ist eine Spanierin, die einst mit ihrem frischgebackenen Ehemann im Bus bis nach Grenoble fuhr, wo er seine Frau für eine französische Kellnerin verließ, die sich mit tiefem Ausschnitt über die Theke beugte. Da hatte sich Mercedes gesagt, dass sie, wenn sie schon ihren Mann vergessen musste, dies wohl am besten in Paris tun sollte. Und dort blieb sie dann auch – ohne Französisch sprechen zu können und ohne Ehemann.

Seit damals wohnt sie in der Rue Visconti Nummer 14, in einem Altbau mit einer preußischblauen Haustür, einem Innenhof, rissigen Wänden, Sandsteinpflaster, einem Concierge mit gepflegten Umgangsformen und zusammen mit einem kleinen Hund, der selten bellt, weil er sehr alt ist und den Tag schlafend am Fenster verbringt. Einem Fenster, das nicht richtig schließt. Die Wohnung ist klein, hat zwei Zimmer, einen Marmorkamin, in der Küche Terrakottafliesen, die nach mehreren Jahrhunderten und Tausenden Füßen ziemlich abgetreten sind, und ein gefährlich unebenes Parkett. Das alles ist nicht verwunderlich, denn der erste offizielle Eintrag zu diesem Haus ist vom 17. März 1580, als Sédille Martin das Gebäude an Louis Claude Bertrand und Ehefrau verkaufte. Nachdem es anschließend mehrfach vererbt wurde, gehörte es

schließlich irgendwelchen Neffen, die es im Jahr 1691 erneut verkauften. Einer von ihnen hieß Jean-Baptiste Hallor de Seransville oder Ferranville, was nicht mehr genau zu ermitteln ist. Nur wenige Jahre später wurde es von einem Berater im Stadtparlament von Paris namens Louvencourt erworben, dem damals das Haus Nummer 16 in derselben Straße gehörte. Zu dieser Zeit waren dort, wie in anderen Häusern im selben Viertel, einige Soldaten der ersten Kompanie der Musketiere untergebracht, der Leibwache des Königs. Als Louvencourt etwa um 1772 starb, stritten sich seine Kinder um das Erbe, sodass das Haus am 9. Mai 1777 erneut verkauft wurde, diesmal an Pierre Elie Barraux Desgranges. Und so wanderte das Gebäude von Hand zu Hand, von Erbe zu Erbe, wurde verkauft und wiederverkauft und war zeitweise von wechselnden Malern und Kunsthändlern bewohnt. Die jetzigen Eigentümer werden trotz des Reichtums, den sie angehäuft haben, wohl vor allem wegen ihres unglaublichen Geizes in die Geschichte des Gebäudes eingehen. Monsieur Frémont, der ein unglaublicher Angeber ist, gehörte vormals beinahe der ganze Ort Bormes-les-Mimosas, und Madame Frémont stattet Kirchen und Kathedralen mit Kunstwerken aus, ist mit einigen berühmten Malern befreundet und sich durchaus der Tatsache bewusst, dass das Haus in der Rue Visconti einmal Delacroix beherbergte. Doch anders als man glauben mag, sieht das Ehepaar keine Veranlassung, in das Haus zu investieren, sondern ist dafür bekannt, sogar verblühte Blumen vom Friedhof zu holen, um sie im eigenen Garten einzupflanzen.

Und so verging die Zeit bis heute.

An jenem Fenster, das nicht richtig schließt und von dem aus man über die Dächer von Paris blicken kann, hat Doña Mer-

cedes einen kleinen Beistelltisch platziert, auf dem immer ein Krug mit Blumen steht. Heute ist der Krug jedoch leer. Denn um diese Uhrzeit liegt der Strauß mit seinen verwelkten Blättern und Blüten bereits in einer Tüte verpackt im Abfalleimer des Innenhofs, wo ihn der Concierge mit dem Besenstiel ganz nach unten geschoben hat.

»Bonjour, Madame.«

»Bonjour, Julien. Was für ein schöner Tag.«

»Die letzten Sonnenstrahlen des Sommers. Seien Sie vorsichtig, am Eingang ist es nass, den hab ich gerade mit dem Schlauch abgespritzt. Das ist kein Regenwasser. Das war ich.«

»Danke, ich sehe schon ... Einen schönen Tag noch.«

Zwei Vögel, die aus der Pfütze Wasser trinken, fliegen davon, als Doña Mercedes durch die Tür auf die Straße tritt.

Hin und wieder ist eine Frau in den Blumenladen von Monsieur Dominique gekommen, die dort Blumen kaufte und im Hinausgehen versonnen an den Blüten schnupperte. Oft hatte er sich gefragt, wer sie wohl war und für wen die Blumen bestimmt waren. Dann sind ihre Besuche ausgeblieben, und ihre Abwesenheit ist eine der offenen Fragen, die jeden Tag das Geschäft erfüllen. Wo die Blumen wohl jetzt sind? Und diese Frau? Wo ist sie? Seit der Tod bei Monsieur Dominiques Arbeit eine Rolle spielt, spürt er, dass seine Aufgabe nicht allein darin besteht, Sträuße zu binden. Denn alles ist, wie Violeta später sagen würde, »ein rätselhaftes Spiel von Schmerz und Leben«.

Die Türglocke schlägt zweimal, während Monsieur Dominique noch immer wie ins Gebet vertieft auf dem Boden kniet und sich intensiv mit den Ringelblumen beschäftigt, an denen er herumschneidet. Doña Mercedes hat, mit Einkaufstaschen beladen, das Geschäft betreten und sieht ihn

eindringlich an, doch er bemerkt sie nicht. Sie beschließt, die Tür noch einmal zu öffnen und wieder zu schließen, um die Türglocke ein weiteres Mal erklingen zu lassen. Nichts. Schließlich räuspert sie sich.

»Monsieur? Monsieur Dominique, könnten Sie mich vielleicht bedienen? Hallo?«

»Oh, natürlich, entschuldigen Sie! Ich habe Sie gar nicht kommen hören.«

Doña Mercedes nickt, und trotz des Lächelns wirkt sie ein wenig ungehalten.

»Bitte tausend Mal um Entschuldigung ...«, sagt Monsieur Dominique und legt die Gartenschere auf dem Verkaufstresen ab. »Haben Sie schon länger gewartet? Oh, lieber Gott, ich bin vielleicht ein Tölpel! Und halb taub dazu! Ich fange an, zu gießen und die Blätter zu schneiden, und vergesse dabei das Wichtigste: dass ich ja nicht ohne Grund hier im Laden bin.«

»Ich habe Ihnen schon letzte Woche gesagt, dass Sie öfter mal die Batterien in Ihrem Hörgerät wechseln sollten, sonst werden Sie eines Tages noch während des Blumenschneidens ausgeraubt. Sie würden überhaupt nichts davon mitbekommen. Die Diebe könnten in aller Ruhe die Kasse öffnen, das Geld herausnehmen und damit verschwinden ...«

»Was sagen Sie?«

»Sie werden noch mal ausgeraubt werden, Monsieur Dominique! Aus-ge-raubt! Und es nicht mal mitbekommen.«

»Na, wenn ich es nicht mitbekomme, ist das doch, als wären gar keine Diebe da gewesen.«

»Na, Sie machen mir Spaß!«

»Es ist doch so: Die meisten Dinge werden erst dann zum Problem, wenn wir uns ihrer bewusst werden. Sollte also jemand hier hereinkommen, der etwas stiehlt, und mir fällt das

gar nicht auf, bedeutet das doch nur, dass ich das, was nicht mehr da ist, auch nicht brauche.«

»Sie sind ja ein Philosoph, Monsieur Dominique! Wenn das so ist, werde ich jetzt allen sagen, dass sie hier ruhig etwas stehlen können.«

»Uns schmerzt nur der Verlust von etwas, was wir wirklich vermissen. Denken Sie nicht auch, Doña Mercedes?«

»Aber es ist doch so, dass ...« Sie gibt sich geschlagen.  
»Ich habe manchmal wirklich Angst um Sie, Monsieur Dominique.«

»Haben Sie keine Angst. Ich will niemandem Angst machen.«

»Sie machen auch niemandem Angst. In unserem Alter lehren wir wohl niemanden mehr das Fürchten. Nein, nein, ich habe Angst vor dem, was passieren könnte. Sie sind hier immer so allein mit Ihren Blumen ... Und ehrlich gesagt habe ich schon öfter junge Leute mit Blumen in der Hand hier herausgehen sehen, von denen ich mir nicht sicher bin, ob sie überhaupt ...«

»Dann waren sie sicher verliebt.«

Doña Mercedes seufzt in komischer Verzweiflung.

»Sie sind unverbesserlich!«, ruft sie aus.

»Wenn es doch wahre Liebe ist ...« Monsieur Dominique schmunzelt. »Haben Sie noch nie aus Liebe Blumen gepflückt?«

»Gepflückt schon, aber nicht gestohlen.«

»Als kleiner Junge habe ich die Blumentöpfe unserer Concierge geräubert, die waren wundervoll. Und noch öfter bin ich auf dem Blumenmarkt herumgeschlichen, wenn meine Mutter Samen gekauft hat, und habe hier und dort eine Blume stibitzt.« Monsieur Dominique macht eine Geste, als

pflückte er mit den Fingern die Blütenblätter einer Blume ab. »Schließlich habe ich unsere Concierge davon überzeugt, Rosen zu pflanzen. Und die haben dann den Neid der ganzen Straße erregt. Wenn zum Fegen oder um Wasser auszuschütten das Tor geöffnet war, blieben die Leute auf der Straße stehen, um die Rosen zu bewundern, die so herrlich dufteten. Natürlich kam es, wie es kommen musste: Wir Kinder konnten der Versuchung nicht widerstehen.«

Er lächelte.

»Sie war stolz auf ihre Rosen, die bis zum dritten Stock hinaufranken. Und wenn sie uns Kinder gesehen hat, hat sie ihre großen, hervorstehenden Augen zusammengekniffen und in den Briefkästen nachgesehen, ob wir dort unsere Beute versteckt hatten.«

»Nun weiß ich also, was Sie zu einem solchen Blumenfreund gemacht hat ...«

»Dafür gibt es viele Gründe!« Er winkt verlegen ab. »Aber es stimmt, dass die Blumen zum Glück oder auch leider ein Teil meines Lebens sind.«

Monsieur Dominique ist klar, dass dies ein wenig seltsam klingen muss. Und es ist auch seltsam, aber er weiß, dass Mercedes, die aus Spanien nach Paris gekommen ist, einiges vom Leben kennt und sich nicht wundern würde.

»Ja ... Als Kind macht man viele Dummheiten ...«, sagt sie schließlich, um die Stille zu durchbrechen, die sich auf einmal eingestellt hat.

»Ich glaube, ich bin vor Schreck fast gestorben, wenn diese Frau mich mit ihren riesigen blauen Glupschaugen angestarrt hat und ich die geklauten Rosen hinter dem Rücken versteckt hielt. Manchmal habe ich mir in der Eile an

den Dornen die Hände blutig gerissen. Wir hatten wirklich Angst vor ihr, aber am Ende war sie gar nicht so schlimm.«

»Wir Frauen verstellen uns immer ein bisschen.«

»Ach ja?«

»Das kann ich Ihnen versichern.«

»Natürlich wusste sie, dass wir es waren, die ihre Rosen abgerissen hatten, aber sie wusste auch, dass wir es aus Liebe getan haben. Und aus Liebe ist alles erlaubt. Die gute Frau hat schließlich sogar die Dornen abgeschnitten, damit keines der Kinder in unserem Haus sich daran verletzte ... Und nun sehen Sie mich an: Wenn die gute Frau wüsste, dass ich heute gar nichts mehr spüre, wenn ich mich steche ... Nichts.« Er stößt einen tiefen Seufzer aus, und die Glöckchen an der Tür klingen leise. Oder ist es ein Engel? »Wo waren wir stehen-geblieben?« Monsieur Dominique schüttelt den Kopf. »Ich habe den Faden verloren.«

»Sicher wollten Sie mir sagen, dass Liebe und Leid zusammengehören wie Rosen und Dornen. Aber wir sind ja nicht hier, um Opern zu singen, was? Darauf können wir beide gut verzichten.«

Sie lächelt und Monsieur Dominique lächelt auch.

»Also, was möchten Sie?«, sagt er dann.

»Ich will nur ein paar Blumen.«

»Ich habe mir schon gedacht, dass Sie nicht hierhergekommen sind, um mich zu heiraten.«

»Also wirklich, Monsieur Dominique, Sie bringen mich immer dazu, rot zu werden! Irgendwann werde ich meine Blumen woanders kaufen müssen. Wenn Sie nicht ...«

»Wenn ich nicht Ihre Gedanken lesen könnte und sofort wüsste, welche Blumen Sie möchten. Also, lassen Sie mich sehen ...«

Monsieur Dominique liebt es, zu seinem Blumenladen zu gehen, wenn es noch dunkel ist. Dann öffnet er, mit dem Schlüssel, den er an einem Band um den Hals trägt, die Tür. Jedes Mal, wenn er eintritt, schließt er kurz die Augen, bevor er das Licht anmacht und die Jalousie hochzieht, atmet den Duft der Blumen ein und fragt sich, wie der Tag wohl werden wird. Er gibt den Blumen immer einen Moment Zeit, wieder ihren Platz in den großen Vasen und Keramiktopfen aufzusuchen, weil er den Verdacht hat, dass sie in der Nacht zusammenkommen, um miteinander zu sprechen. Erst dann dreht er den altmodischen Schalter und macht das Licht an. Und in der Tat hat er noch nie eine Blume erwischt, die nicht an ihrem Platz gewesen wäre, aber sicher ist sicher. Sein Blumenladen ist der schönste in ganz Saint-Germain, er hat bereits mehrere Auszeichnungen gewonnen und Pfingstrosen sind seine Lieblingsblumen. Er ist vierundsiebzig Jahre alt, sein Sternzeichen ist Wassermann, und an dem Tag, als er das Geschäft eröffnete, hätte er sich am liebsten dort verkrochen, um zu sterben. Als er dann jedoch sah, wie die schüchternen Immortellen, in der Dunkelheit seiner Trauer ihrem Schicksal überlassen, mehrere Tage auch ohne Wasser und jegliche Pflege so tapfer überlebten, wurde ihm klar, dass auch er ohne seine Liebe weiterleben konnte. Seine Julie war gestorben, aber dafür war *L'Étoile Manquante*, der fehlende Stern, am Himmel aufgegangen.

»Ringelblumen, heute werden Sie einen Strauß Ringelblumen mitnehmen, Madame. Ich schenke sie Ihnen. Sie werden Ihnen guttun. Man sagt, dass sie Balsam für die Seele sind.«

Doña Mercedes trinkt gern zu Hause in der Küche einen Milchkaffee, bevor sie am Morgen ihre Wohnung verlässt. Sie sieht

jeden Tag im Briefkasten nach, ob sie einen Brief erhalten hat, und kauft sich am Kiosk ein paar Zeitschriften. Dann geht sie immer in dasselbe Bistro, um dort einen weiteren Kaffee zu trinken, dazu zwei Kekse zu essen, die sie sich mitgebracht hat, und die Todesanzeigen in der Zeitung zu studieren. Es ist ein gutes Gefühl, dass sie niemals ihren Namen liest. Sicher gibt es keine andere Mercedes in ganz Paris, und an dem Tag, an dem ihr Name dort in der Zeitung stünde, wüsste sie, dass sie ein Gespenst ist, das, ohne zu bezahlen, seinen Kaffee im Café de Flore trinken kann und einsam durch die Stadt spaziert. Noch einsamer als jetzt. Sie würde die Café-Rechnungen in kleine Stücke reißen und auf die Großzügigkeit der anderen hoffen wie Blanche Dubois in *Endstation Sehnsucht*.

Mercedes geht oft ins Kino und merkt sich ganze Sätze. Ihre Lieblingsfilme sind die, in denen Paris vorkommt. Sie liebt es, auf der Leinwand den Montmartre zu sehen, die Place Pigalle, das Moulin Rouge, die Place des Vosges, den Jardin du Luxembourg, die Oper, den Louvre, die Schiffe auf der Seine ... Sie liebt es vor allem deswegen, weil in der Erinnerung und im Film immer alles schöner ist als in Wirklichkeit. Denn seit dem Schock, den sie mit ihrer Ankunft in Paris verbindet, hat Mercedes sich nicht grundlegend verändert. Natürlich ist sie inzwischen schon beinahe überall in der Stadt gewesen, doch jedes Mal, wenn sie über die breiten Avenuen flaniert oder durch die engen Gassen geht, fühlt sie sich ein wenig verwaist. Also kauft sie Postkarten und sieht sich französische Filme an. Auf diese Art beschwört sie ein Leben herauf, das sie nie gehabt hat. Noch immer ist sie eine verheiratete Frau mit einem Mann, der in Grenoble geblieben ist und von dem sie nie wieder etwas gehört hat. Ihr Hochzeitsfoto hängt in ihrem Wohn-

zimmer an der Wand, nur dass das Gesicht des Mannes mit den sympathischen Zügen und der eleganten Haltung von einer Taschenuhr verdeckt wird, die am Bilderrahmen befestigt ist.

Das einzige männliche Wesen, mit dem sie sich regelmäßig unterhält, ist Monsieur Dominique, der Blumenhändler.

Ab und an, wenn er sie nach ihrer Vergangenheit fragt, sagt sie, dass sie eine Frau ohne Gedächtnis ist und dass es manchmal besser ist, bestimmte Dinge einfach zu vergessen. Dass sie sich nur noch an die Telefonnummer ihrer spanischen Eltern erinnere und an den Code der Eingangstür ihres Hauses in Paris. »Das reicht vollkommen!« Sie macht Scherze über die Tortilla francesa, die gar nicht französisch ist, freut sich darauf, sich jeden Freitag nach dem Essen die Fingernägel zu lackieren, und stellt den Fernseher leise, damit sie mit dem Hund zu ihren Füßen ihre Siesta genießen kann. Sie geht zur Kirche. Doch sie hört nicht zu. Es gefällt ihr dort, weil es sie an ihre Großmutter erinnert, als sie selbst noch ein Kind war und der Klingelbeutel durch die Reihen gereicht wurde, um Geld für die alten Frauen in ihrem Heimatort zu sammeln. Eigentlich ist Mercedes zufrieden mit ihrem Leben, doch manchmal ist sie traurig wegen der Briefe, die sie nicht erhält, und deswegen braucht sie an diesem Tag einen Strauß Ringelblumen.

»Ringelblumen sind Balsam für die Seele, Madame Mercedes.«

»Was wissen Sie schon, Monsieur Dominique!«

»Ich weiß vieles, zum Beispiel, dass Sie heute keine Kekse zum Kaffee gegessen haben und dass es bald regnen wird.«

»Es ist Anfang September ... Das Wetter ist das Einzige, woran ich mich hier nicht gewöhnen kann. Wie gut würde mir jetzt die spanische Sonne tun.«

»Heimweh?«

»Manchmal werde ich ein wenig melancholisch, aber dann reiße ich mich gleich wieder zusammen. Melancholie ist wie ein altes Möbelstück, das nutzlos in der Ecke rumsteht, wackelt und Ungeziefer anzieht.«

»So gefallen Sie mir.«

»Es riecht so besonders gut hier heute Morgen«, sagt Mercedes, um das Thema zu wechseln. »Was sind das für Blumen?«

Sie setzt sich auf den einzigen Stuhl im Laden und nimmt ihre Tasche auf den Schoß. Auf diesem blauen Stuhl wartet sie immer, bis Monsieur Dominique ihre Blumen gebunden und in Papier eingeschlagen hat.

»Übrigens ...« Sie schaut ihn neugierig an. »Woher wissen Sie eigentlich, dass ich noch nicht im Café war?«

»Ich bin ein Detektiv.«

»Treiben Sie keine Scherze mit mir ... Es reicht schon, dass ich diese Margeriten mit nach Hause nehme, die, wie Sie sagen, meine Laune heben sollen ...«

»Es sind Ringelblumen, Verehrteste, Ringelblumen.«

»Genau. Ringelblumen. Wobei, so ganz unter uns, wenn ich wirklich meine Laune verbessern will, dann trinke ich ein Gläschen Wein, wenn ich nach Hause komme, und schon geht es mir besser. Wissen Sie, ich gehöre nicht zu den Leuten, die dauernd Trübsal blasen.«

Das ist gelogen. Auch wenn es stimmt, dass Mercedes ein paar Flaschen Wein in ihrer Speisekammer aufbewahrt, »zum Kochen«. Und tatsächlich trinkt sie öfter, als es ihr guttut, ein Glas davon, um ihre Gefühlseinbrüche in Grenzen zu halten.

Am Anfang hat Mercedes gedacht, dass Monsieur Dominique ein Verrückter wäre, der mit den Blumen und den Gefühlen seiner Kunden spielte. Immer mal wieder ließ sie im Geschäft einen seiner Stammkunden vor, um zu sehen, wie er

die Kunden beriet und ihnen empfahl, bestimmte Blumen zu kaufen, wobei er mehr wie ein Zauberkünstler denn wie ein Blumenverkäufer wirkte. Zunächst hatte sie vermutet, dass er auf diese Art versuchte, die Blumen loszuwerden, deren Saison vorbei war oder die nicht mehr ganz frisch waren, doch das war ein Irrtum. Tatsächlich hatte Monsieur Dominique einen siebten Sinn für die Liebe, für Verluste, Eroberungen und Abschiede, für Geschenke und Überraschungen. Haben die Blumen wirklich so viel mit dem Herzen zu tun? Es heißt, dass sie mit dem Tag unserer Geburt in unser Leben treten. Und uns bis zum letzten Abschied ununterbrochen begleiten.

»Sie meinen, dass ...?«

»Aber natürlich. Nehmen Sie Dahlien. Und wenn Sie erlauben, schreibe ich die Karte dazu.«

»Das wäre wunderbar, denn mit Worten bin ich nicht ...«

»Jahrestag? Der zweite schon, den Sie zusammen feiern?«

»Erinnern Sie sich, dass ich Ihnen davon erzählt habe ...«

»Aber sicher! Vertrauen Sie mir. Möchten Sie ein Bonbon? Nehmen Sie sich eins, während ich den Strauß binde.«

»Sie sind so nett, so zuvorkommend ...«

»Ach was ... Ich bin nur der Übersetzer. Es sind die Blumen, die sprechen.«

»Oh, dann würde ich gern wissen, was sie mir sagen wollen ...«

»Sie werden ihm gefallen. Ganz sicher.«

»Ja?«

»Und Sie auch ... Glauben Sie mir.«

Als die Kundin mit glücklichem Gesicht die Tür hinter sich schließt, sagt Doña Mercedes mit einem komplizenhaften Lächeln:

»Schmeichler. Sie sind ein Schmeichler, wie er im Buche steht.«

»Unsinn. Diese junge Frau ist sehr hübsch, und es ist wichtig, dass ihr das heute jemand sagt. Sie soll wissen, dass sie geliebt wird.«

An dem Tag, als die junge Brigitte heiratete, beschloss Monsieur Dominique, die Kirche mit weißen Nelken zu schmücken. Mehr sei nicht nötig, sagte er zu ihr. Das frisch getraute Paar ging auf Hochzeitsreise, sie machten Fotos und badeten im azurblauen Wasser der Karibik, da sie schon immer davon geträumt hatten, Herzen in den weißen Sand zu malen, Muscheln zu sammeln und zwischen Schildkröten und Haien zu tauchen. Bis dahin waren die Nelken das einzig Schlichte im Leben des Ehepaars Bannalec gewesen. Und Monsieur Dominique behielt recht: Zwei Monate später trennten sich die beiden, denn ihre Küsse kamen nicht von Herzen. Oder besser gesagt: Es war nicht wirklich Liebe. Der maßvolle Blumenschmuck war also tatsächlich angemessen gewesen.

Als Monsieur Dominique den ehemaligen Briefmarkenladen betrat, der sein Blumengeschäft werden sollte, hatte er sich vorgenommen, anderen Menschen zu einem glücklichen Leben zu verhelfen. Und sein Instinkt für die Ereignisse, die das Leben bestimmen, war punktgenau wie das Zeitgefühl eines Uhrmachers.

»Also, mein lieber Detektiv, woher wissen Sie, dass ich noch nicht gefrühstückt habe ... dass ich noch nicht wie üblich im Bistro gewesen bin?«

»Es ist mir einfach aufgefallen.«

»Was ist Ihnen aufgefallen?«

»Als Sie hereingekommen sind, mit der Tasche unter dem Arm ...«

»Ich verstehe nicht, wie Sie ...«

»Na ja, da war dieses Geräusch in Ihrer Tasche ... Es hat geknackt, als ob etwas zerbricht.«

»Ach du liebe Güte! Und ich habe überhaupt nichts gemerkt! Wahrscheinlich ist die ganze Tasche jetzt voller Krümel. Dass ich auch immer so zerstreut bin ...«

Während Mercedes ihre Tasche ausleert, arrangiert Monsieur Dominique die Dahlien im Schaufenster.

Doña Mercedes' Wohnung wirkt wie ein Museum, vollgestellt mit billigen Antiquitäten, die sie bei den Trödlern im Village Saint Paul kauft. Ein Ort erhält seinen Charakter durch die Dinge, die sich dort befinden. Und sie befürchtet, dass, wenn jemand sie in der Rue Visconti besucht – was nur äußerst selten vorkommt –, bemerkt werden könnte, dass sie gar keine Vergangenheit hat. Deswegen hat sie sich auf dem Marché des Enfants Rouges alte Porträt-Fotografien von Unbekannten gekauft und erfindet für jeden von ihnen ein Leben, um sich nicht so allein zu fühlen. Sie sammelt alte Puppen, denen sie Spitzenkleider anzieht. Und außerdem hat sie eine alte Wanduhr, bei der sich zu jeder vollen Stunde ein Tanzpaar zeigt – angeblich hat die ihrem Großvater gehört. »Was für ein Glück, dass ich diese Dinge alle aufbewahrt habe«, sagt sie, wenn sie erzählt, dass ihre Familie im Krieg aus ihrem großen, von Wiesen und Weiden umgebenen Haus in der Nähe von Oviedo vertrieben worden sei und notgedrungen in der Stadt in eine winzige Wohnung ziehen musste. Aber Gott sei Dank hat sie ja noch »diese kleinen Dinge«. Da sie gern frühmorgens aufsteht, nutzt sie die Gelegenheit, an den Stän-

den entlangzuschlendern und auf Schnäppchenjagd zu gehen, damit sie sich für ein paar Euro als Frau von hohem Stand ausgeben kann. Sie liebt es, den Tag damit zu verbringen, ihre Ausbeute zu betrachten und sich zu jedem Fundstück eine Geschichte auszudenken. Besonders gern mag sie Aschenbecher, die mit Landschaften und Blumen bemalt sind.

All dies weiß Monsieur Dominique. Er spürt ihre Einsamkeit. Und deshalb schenkt er ihr jeden Tag ein paar Blumen.

»Oje, die ganze Tasche ist voller Kekskrümel, ich werde sie wohl ganz ausräumen müssen ... Und die Tasche innen reinigen lassen, denn es waren Butterkekse, und überall sind Fettflecken, und alles klebt vom Zucker! Ich bin so dumm ... so dumm ...« Letzteres wiederholt sie unaufhörlich und entschuldigt damit die älteren Flecken in der Handtasche gleich mit, die das Futter wie eine Schullandkarte aussehen lassen, mit vielen Inseln und Halbinseln.

Monsieur Dominique bietet ihr an, die Geografie auf dem Seidenfutter mit einem Reinigungsmittel aus seinem Lager zu säubern, wenn sie ihm dafür »mit schöner weiblicher Handschrift«, wie er sagt, einen Bogen Papier beschreibt, den er im Schaufenster aufhängen möchte. Mercedes willigt erfreut ein, schließlich bedeutet das, dass sie sich auch noch ein wenig unterhalten können. Und während er an den Flecken herumreibt, schreibt sie folgenden Text:

AUSHILFE FÜR BLUMENGESCHÄFT GESUCHT.  
WEITERE AUSKÜNFTE HIER IM LADEN.  
ANSPRECHPARTNER: DOMINIQUE BRULÉ.  
PS: TRÄGERINNEN VON BLUMENNAMEN  
SIND BESONDERS WILLKOMMEN.

Am nächsten Tag sitzt Mercedes in der Wohnung ihrer Freundin Tilde und hat bereits die Karten in der Hand, um eine Partie zu spielen. Denn dies ist die einzige spanische Tradition, die die beiden in Paris beibehalten haben. Gerüche verfliegen – wobei der nach Kaffee, der ist, der am längsten anhält –, und die meisten Erinnerungen sind nach einigen Jahren vergessen. Alles geht vorbei. Blumen verlieren ihren Duft und Fotos die Farbe. Kleine tägliche Gewohnheiten jedoch bleiben bestehen, als wären sie das Einzige, woran man sich festhalten kann. Menschen, die im Exil leben, fühlen sich nirgendwo wirklich zu Hause; sie passen sich an, sie sind ständig auf der Suche nach sich selbst, sie straucheln, sie erfinden sich neu, und alles, was ihnen bleibt, sind verblässende Erinnerungen.

Drei Karten für jede und eine große Tasse Kaffee. Doña Mercedes weiß, warum sie gekommen ist. Die Besuche bei ihrer Freundin Tilde haben ihrem Dasein einen neuen Sinn gegeben. Wenn in all den Jahren auch nichts Bedeutendes in ihrem Leben geschehen ist. Rein gar nichts. Sie vermissen die nicht vorhandenen Ehemänner, denn wenn niemand da ist, hat man auch keinen Gegner, genau wie beim Kartenspiel. Sie spielen eine Partie nach der anderen, bis der Kaffee kalt ist.

Doña Tilde hat gewonnen.

Doña Mercedes sieht nachdenklich aus.

»Geht es dir gut?«, fragt Tilde. »Du siehst aus, als hättest du Schmerzen.«

»Nein ... Nein ... Es ist alles in Ordnung ... Glaube ich zumindest. Wenn man einen Arzt aufsucht, findet der immer was. Deshalb gehe ich lieber spazieren.«

»Aber was hat denn der Arzt mit dem Spaziergehen zu tun?«, fragt Tilde verwirrt.

Sie ist so froh, dass es Mercedes gibt, denn dank ihr fühlt sie sich wohl in ihrem Leben, weil Mercedes noch verrückter und noch einsamer ist als sie selbst. Und verrückte, einsame Menschen verstehen sich immer gut, wenn sie sich verständnisvoll begegnen.

»Ich hole dir eine Ibuprofen.«

»Nein, lieber nicht! Besser eine Paracetamol. Ibuprofen ist angeblich schädlich.«

»So ein Unsinn! Glaubst du wirklich, dass so eine kleine Tablette uns etwas anhaben kann? Wir haben genug auf den Rippen, um damit fertigzuwerden ... Schließlich sind wir beide keine Hippies. So ein bisschen Chemie wird schon nicht schaden.«

»Na schön, dann gib mir eine Omeprazol.«

»Also ... Was ist los?«

Manchmal, wenn man gern etwas loswerden möchte, findet man einfach nicht die richtigen Worte. Und wenn man dann aufgefordert wird, zu erzählen, was man mit sich herumschleppt, ist man plötzlich blockiert, und es gelingt einem nicht, sich die Sache von der Seele zu reden. Und natürlich kann so etwas auch den beiden Freundinnen Mercedes und Tilde passieren.

Und wenn man so zugeknöpft reagiert, erhöht das bei dem anderen das Interesse an dem, was es zu erzählen gibt. Es ist ein wenig wie in jenen Szenen aus Gabriel García Lorcás Ro-

man *Das Haus der Bernarda Alba*, nur ohne Drama, ohne die schwarze Trauer und ohne geschlossene Fenster. Denn unsere beiden Damen leben im Licht und können jederzeit nach draußen. Im Viertel ist allgemein bekannt, wie gut sie sich verstehen, denn oft halten sie plötzlich inne, um gemeinsam zu lachen. Sie lieben Neuigkeiten und Überraschungen, auch in ihrem Alter noch.

Doña Mercedes sieht ihre Freundin mit zusammengezogenen Augenbrauen an, als suche sie nach den richtigen Worten, um endlich auszusprechen, was ihr auf dem Herzen liegt. Abgesehen davon, dass sie inzwischen Butter zum Braten verwendet und nicht mehr Öl, ist sie nach wie vor eine typische Spanierin.

»Ich sehe doch, dass du mir was erzählen willst!«

»Ich glaube, Monsieur Dominique sucht nach einer Lebensgefährtin«, stottert Mercedes schließlich. Doña Tilde beginnt zu lachen. »Nein, wirklich!«, bekräftigt Mercedes. »Man könnte meinen, er ist verrückt geworden. Ist das nicht unglaublich?«

»Warum?«

»In seinem Alter!«

»In unserem Alter, meinst du.«

\*

Wie zu erwarten war, erklärt die junge Frau, die an diesem Morgen den Laden betritt, dass ihr Name der einer Blume sei. Sie ist schlicht und ansprechend gekleidet und sieht im Grunde genauso aus wie alle anderen jungen Frauen in Saint-Germain-des-Prés. Das Diktat der bezahlbaren Mode

und die Bilder in den Zeitschriften haben die Frauen auf den Bürgersteigen in uniformierte weibliche Heere verwandelt, die Straßenlaternen ausweichen und sich unter Markisen ducken, während sie wie gebannt auf ihre Handys blicken und darauf herumtippen. Ich werde alt, denkt Monsieur Dominique. Aber das will ich nicht, sagt er sich.

\*

»Denkst du denn, dass er nach Liebe oder nach Gesellschaft sucht?«

»Was ist denn da der Unterschied, Tilde?«

\*

Nach Julies Tod hatte ich mir vorgenommen, unser Glück weiterzuleben. Ich habe es wirklich versucht. Sie hätte darauf bestanden. Es war nicht richtig zu weinen, denn Traurigkeit passte nicht zu ihr. Julie war ein Wirbelwind, war Lachen, Wagnis, Verrücktheit, das Leben. Sie hätte niemals zugelassen, dass das Leben in Trauer und düsterem Schmerz verschwendet wird. Und doch war es das Einzige, was ich an jenem Ort empfunden habe, an den ihre Eltern sie gebracht hatten, damit man Abschied nehmen konnte. Ein Beerdigungsinstitut, in dem sechs Familien gleichzeitig um ihre Angehörigen trauerten, ein unablässiges Kommen und Gehen von Bekannten und Unbekannten, die irgendwie versuchten, der unpersönlichen Kälte in angemessener Form zu begegnen. Ich, Dominique, der junge Ehemann, saß reglos auf dem Stuhl, den man für mich an die Glasscheibe gestellt hatte, und versuchte mich möglichst unsichtbar zu machen.

Sie lag hinter der Scheibe und war starr und stumm. Und in diesem trostlosen Raum, begleitet von all den Umarmungen, dem ermutigenden Schulterklopfen und der sich immer wieder öffnenden und schließenden Tür, sagte ich mir: nein. Ich weinte nicht, obwohl mich das Unglück beinah erstickte, ich bewegte mich nicht; ich war genauso leblos wie sie, eine Reaktion darauf, dass sie in *eine bessere Welt* gegangen war, wie ihre Mutter dem Priester verkündete. Eine bessere Welt. Genau das hatte sie gesagt. Als ob wir beide zusammen ein schlechtes Leben geführt hätten. Dieser absurde, irrationale und paradoxe Trost war für mich nicht nachvollziehbar. Alles war furchtbar. Ein junger Mann, frisch verheiratet, glücklich, voller Freude am Leben ...

... dem Leben mit ihr ... Nur dort wollte ich sein.

Ich hätte mich am liebsten unter ihre geschlossenen Lider geflüchtet, in dem Bewusstsein, dass sie sie niemals wieder öffnen würde. Und die Glasscheibe warf mein Bild zurück wie ein dunkler Spiegel von Leben und Tod. Ich erinnerte mich an unsere erste Reise, an das Haus in den Pyrenäen, das wie verwunschen in der Stille des Waldes lag und in dem wir uns geliebt hatten. »Ich möchte, dass dies unsere erste gemeinsame Reise wird«, hatte sie gesagt. Draußen war alles vom Schnee bedeckt, und wir blieben zwei Tage in dieser Hütte, in der das Holz allmählich zur Neige ging, in der es immer kälter wurde, und hielten uns unter der Decke am Kamin in den Armen, um uns zu wärmen ... Es war wie ein Vorzeichen, auf das, was kommen würde ... Sie war so wunderschön, als sie so verschlafen neben mir lag wie die Ophelia von John Everett Millais. Aber am Ende hatte ich sie mit meiner Wärme nicht mehr am Leben halten können.

Jemand kam in den Raum Nummer fünf des Beerdigungsinstituts. »Was für ein Albtraum«, sagte er leise. Er hatte Blumen in der Hand, »Pfingstrosen, die hat sie doch so sehr geliebt«, meinte er ein wenig verlegen. Ich hatte das mit den Pfingstrosen nicht gewusst. Bis dahin war der Duft meiner Frau der schönste für mich gewesen. Der Duft, der sie immer umgeben hatte. Die Blumen waren mir gleichgültig. Noch ein Strauß Pfingstrosen. »Legen Sie sie dorthin«, sagte Julies Mutter zu jedem, der hereinkam. »Es ist einfach furchtbar«, murmelten sie leise. Und es wurden immer mehr Blumen. Mehr Pfingstrosen.

Pfingstrosen.

Pfingstrosen.

Pfingstrosen.

Alle wussten, dass es ihre Lieblingsblumen gewesen waren. Alle brachten ihr diese Blumen mit. Alle.

Alle haben es gewusst, alle außer mir.

Was können wir über die, die wir lieben, noch erfahren? Was bleibt auf diesem Weg? Was gibt es, worüber wir nie geredet haben? Pfingstrosen. Das war es. Unser Glück war so groß, und nun blieben mir nur noch die Pfingstrosen von ihr. Schlicht, einfach und furchtbar schön. Die Pfingstrose ist die Blume der glücklichen Ehen. Die Blume zum zwölften Hochzeitstag. Und es war auch die Blume für unsere Ehe, die doch gerade erst begonnen hatte. Paion, der Heilgott der griechischen Mythologie, wird zur Päonie, zur Pfingstrose, um seinen Tod zu verhindern. Diese Legende erzählte mir Julies Bruder flüsternd, und das tat mir in jenem Moment gut, zusammen mit dem dünnen Kaffee aus dem Automaten am Eingang des Beerdigungsinstituts ... Und ich dachte – was für eine schreckliche Vorstellung –, dass sie sich in diese Pfingstrosen verwandelte, um nicht gehen zu müssen. Meine einzige Rettung lag in jener Unacht-

samkeit, die mich zu ersticken drohte. Von nun an wollte ich immer Pfingstrosen um mich haben. Mich um sie kümmern, weil ich mich nun nicht mehr um Julie kümmern konnte.

»Gut, es war vielleicht nicht das schönste Wochenende in unserem Leben«, meinte Julie, als sie morgens in dem Holzhaus wach wurde, »aber wir haben sicher den Rekord der längsten Umarmung der Welt gebrochen. Wie viele Stunden haben wir so verbracht? Ich glaube nicht, dass wir eine solche Gelegenheit noch einmal haben werden ... Sehen wir es positiv, einverstanden?«

»Einverstanden«, sagte ich. »Diese Umarmung ist der Rekord, den wir brechen müssen. Von nun an musst du immer nach Häusern ohne Heizung suchen, damit wir unter der Decke bleiben können.«

»Ich habe wohl ziemlich lange geschlafen. Tut dir der Arm nicht weh?«

»Überhaupt nicht«, log ich.

»Er ist sicher eingeschlafen ...«

»Mein Arm? Ach was! Dieser Arm ist hellwach! Frag ihn, frag ihn, und er wird es dir sagen.«

Julie sah mich mit schelmischem Lächeln an, als ich vorsichtig versuchte, meinen Arm zu bewegen, der in all den Stunden, in denen ihr Kopf darauf gelegen hatte, steif geworden war. Als ich aufstehen wollte, konnte ich mich nicht abstützen und fiel fast hin, und sie begann zu lachen.

»Nein, dein Arm ist nicht eingeschlafen!«

»Du kannst ihn haben.«

»Oha, ich habe ja schon viele Dinge in meinem Leben gehört, aber ich hätte nie gedacht, dass mir mal jemand zum Zeichen seiner Liebe einen Arm schenkt.« Sie streckte mir die

Zunge heraus. »Das ist sehr großzügig von dir, aber wie könntest du mir jemals einen Ring an den Finger stecken, wenn ich deinen Arm behalte ... Stell dir das mal vor ... Die Kirche, deine Eltern, meine Familie, der Chor, die Gäste ... und ich mit deinem Arm in meinen Händen ... Nicht auszudenken!«

»Das heißt, die Dame möchte meinen Arm nicht.«

»Nein danke! Du kannst ihn behalten.«

»Und du? Was gibst du mir?«, fragte ich.

Diese wunderbare Stille zwischen zwei Verliebten, die die Antwort schon kennen.

Eins ...

Zwei ...

Drei ...

»Mein Herz«, antwortete sie.

»Aber wenn du mir dein Herz gibst, wirst du sterben«, sagte ich, und das war vielleicht das Schlimmste, was jemand sagen konnte, der bis über beide Ohren verliebt war.

Ich habe sie angesehen, und sie hat ihre Meinung geändert.

»Lieber einen Kuss?«

Und als ich dann im Beerdigungsinstitut neben ihrem starren Körper saß, fühlte ich, dass ich ihr Herz in den Händen hielt – ihr Herz, das sich in eine Pfingstrose verwandelt hatte und in Blütenblätter zerfiel.

»Was wirst du nun machen, Dominique?«

Ihre Mutter war immer dafür gut, nach dem Nächstbesten zu fragen. Ich schüttelte den Kopf. Ich würde nicht weinen! Ich atmete tief durch, streckte den Rücken durch und sagte:

»Ich weiß es nicht.«

Sie fragte dann nicht mehr weiter. Wie üblich war ich nicht weiter von Bedeutung. Es war unvermeidlich. Ich fühl-

te mich unangemessen erleichtert. Und sie wandte sich nach einer kurzen Geste der Bestürzung einem Unbekannten zu, der sich einen Stuhl heranzog. Ich konnte meinen Herzschlag hören, das laute Klopfen. Mechanisch. Langsam. Störend. Mir war nie in den Sinn gekommen, dass irgendwann der Tag da sein würde, an dem ich nur noch einen Herzschlag höre: den meinen. Dennoch verbot ich mir, um Julie zu weinen, denn ich spürte, dass sie mir von der anderen Seite der Glasscheibe her zugezwinkert hatte.

\*

Nachdem Julie gestorben war, war ich für die anderen ein Fremder geworden. Jede Verbindung zu mir brach direkt ab.

Die Freunde der Familie rieten ihren armen Eltern, eine Reise zu machen, damit sie sich nicht »abkapselten« und »der Schmerz erträglicher würde«. Ein erträglicherer Schmerz? Was sollte das sein? Wohin reiste man denn, um vor dem Schmerz zu fliehen? An welchem Bahnhof wurden dafür die Fahrkarten verkauft? Die Verwandtschaft erging sich in Allgemeinplätzen:

»Das wäre das Beste.«

»Das solltet ihr machen.«

»Die Krankheit hat euch sehr mitgenommen.«

»Ihr solltet nicht länger trauern.«

»Ihr müsst jetzt wieder nach vorn schauen.«

»Ihr könnt jetzt nichts mehr tun.«

»Eure Tochter hätte es so gewollt ...«

»Ich werde morgen darüber nachdenken«, sagte ich in dem spontanen Versuch, das Ganze aufzuschieben, als ob es etwas bringen würde, die Tränen auf später zu vertagen.

Julies Mutter schweig einen Augenblick. Sie schlang die Arme um sich, als könnte ihre hochgeschlossene Jacke sie vor der Außenwelt schützen. Dann bot sie mir halbherzig an, mir zu helfen, wenn ich sie bräuchte. Sie drückte mir das Knie, stand auf und ging zum Rest der Familie hinüber, die allgemeine Gedenkfloskeln murmelte.

Ich war allein zurückgeblieben. Niemand beachtete mich. So, das war's, auf Wiedersehen, für mich war nur Julie wichtig, und für euch war ich stets ein Fremder und bin es jetzt umso mehr. Ich ging zur Tür hinüber, vorbei an den Dutzenden Pfingstrosensträußen, und trat nach draußen. In der Tür drehte ich mich noch einmal um, und ohne dass es jemand bemerkte, zwinkerte ich ihr zu.

»Ich liebe dich«, brachte ich mühsam hervor.

Ich muss immer nach vorn sehen, als würde sie eines Tages, wenn man am wenigsten damit rechnet, zurückkehren, sagte ich mir. Ich muss so weiterleben, als ob Julie nur verreist wäre, und ich will mit einem ganz klaren Ziel auf sie warten: sie endlich wieder zu küssen. Wenn die Zeit vergeht, wenn ich alt werde, wenn ich an Weihnachten ohne sie bin, wenn ich vor einem knisternden Kaminfeuer sitze, wenn ich nur um den Block gehe, immer werde ich wissen, was ich gerade tue: warten. Und wenn der Tag dann gekommen ist, soll sie mich lächeln sehen, ich werde nicht zulassen, dass sie auf einen stumpfsinnigen Alten trifft, der sich dem Schicksal ergeben hat.

Und so ging ich durch die Straßen, völlig abwesend, während die leeren Taxis an mir vorbeifuhren – und nur von einem Wunsch beseelt und mit dem wunderbaren, wenn auch fremdartigen Duft der Pfingstrosen in der Nase.

Die Pfingstrosen verschwinden in jedem Winter. Und jedes Jahr im Frühling kommen sie wieder.

In dieser Zeit ging ich oft in Bars, um etwas zu trinken. Es half mir. Und dann begegnete ich eines Tages auf dem Weg zur nächsten Bar dem Schicksal: Ich sah, wie ein Junge an die alte Tür eines verlassenen Briefmarkenladens in Saint-Germain *Ich liebe dich* schrieb. Als ich näher trat, erschreckte sich der Junge, ließ die Kreide fallen und rannte davon. Er hatte nicht mehr die Zeit gehabt, das gemalte Herz zu vollenden.

Julie, dachte ich, während ich die Kreide aufhob. In diesem Moment tauchte an einem vergitterten Fenster im Erdgeschoss eines Nebengebäudes eine alte Frau auf, die mir, weil sie mich für den Übeltäter hielt, zurief:

»Was machst du denn da, schäm dich! Einfach die Wände zu beschmieren!«

»Es tut mir leid ... Ich wollte ...«

»Verschwinde!«, rief die Frau.

Plötzlich geschah etwas Unglaubliches. In der schmerzlichen Dunkelheit verwandelte ein Lichtstrahl den alten Laden vor meinen Augen in ein Blumengeschäft.

Als ich kurz darauf auf die Aufforderung der alten Frau hin zu ihr in die Wohnung ging, spielte sie dort gerade Mensch-ärgere-Dich-nicht gegen sich selbst. Sie hatte beschlossen, ihre eigenen Spielfiguren rauszuschmeißen und die Einzige zu sein, die gewinnen und verlieren konnte. Das sei, wie mehrere Leben zu haben, versicherte sie mir. Dann erklärte sie, dass sie Paulina heiße, neunzig Jahre alt sei und sich bester Gesundheit erfreue. Daraufhin schwiegen wir beide, und die Stille schien unendlich. Ich sagte nichts, und sogar der Wasserkessel hatte aufgehört zu pfeifen.

»Möchtest du einen Kaffee?« ... Ich reagierte nicht. »Gut«, fuhr Paulina fort, während sie sich selbst in eine alte Tasse einschenkte, an der der vergoldete Rand noch zu erahnen war. »Ich sollte mit dir schimpfen, weil du die Tür an dem alten Geschäft beschmiert hast. Aber weil du mir wie ein kleiner Junge vorkommst und ich so etwas wie eine Fee ohne Flügel bin, wollen wir es mal gut sein lassen.«

»Nein, Madame Pauline«, widersprach ich. »Ich möchte nur wissen, ob der Laden verkauft oder vermietet werden soll.«

»Weder noch. Ich bin nur eine alte Frau, die Mensch-ärgere-Dich-nicht spielt und immer gewinnt.«

»Ja, das ist wohl wahr.«

»Und weil ich eine alte Frau bin, die immer gewinnt, will ich, dass du die alte Tür dort aufschließt, die Spinnweben entfernst, alles neu streichst und das Herz dieses Geschäfts wieder in Gang setzt ...«

»Aber das kann ich nicht annehmen ...«

»Natürlich kannst du das. Kannst du barfuß über die Felder laufen? Also das hier ist genauso leicht. Denn ob rot, grün, gelb oder schwarz, ich gewinne immer. Mein Mann Antoine war so glücklich mit seinem kleinen Briefmarkenladen, obwohl ich ihm gesagt habe, dass er kein gutes Geschäft machen wird, weil die Leute kaum noch Briefmarken oder alte Münzen sammeln ... Aber er war stur wie ein Maulesel, wollte seine eigene Sammelleidenschaft zum Beruf machen. Und ... das Leben ... Das Leben geht immer irgendwie weiter.«

Ich wiederholte für mich jeden Satz, den Paulina gesagt hatte.

»Ja, Dominique, das Leben hört nie auf. Es geht auch ohne uns weiter. So, wie ein verwelkter Blumenstrauß durch einen neuen ersetzt wird. Immer weiter ... immer weiter ...«

Da begann ich zu weinen wie noch nie zuvor in meinem Leben. Es war, als ob sich der Knoten, der mir, seit ich Julie in dem Beerdigungsinstitut zurückgelassen hatte, die Brust zuzschnürte, plötzlich gelöst hätte. In jener düsteren Wohnung begegnete mir das Glück, war ich wieder der Junge, der mit ihr barfuß über die Felder rannte.

Ich umarmte die alte Frau, als wäre sie meine Großmutter. Ihre dünnen, knochigen Arme umschlangen mich fest wie die Äste eines Mandelbaums. Ich spürte das Gleiche wie früher an Weihnachten: nicht Überraschung oder Freude, sondern Glück. Reines Glück, das in meinem Inneren immer größer wurde, je deutlicher ich begriff, dass dies ein besonderer Tag war. Ich fühlte mich wie ein kleines Kind, von dieser unbekannteren alten Frau vor allem beschützt. Sie sagte mir, ich solle den Atem, der sich in meiner Brust gestaut hatte, ausstoßen, und ich nickte, da ich kein Wort hervorbrachte. »Hast du gehört? Atme! Atme! Lass alles raus, was dich ängstigt.« Und plötzlich spürte ich den Schmerz um Julie, aber auch das Glück, das die alte Paulina wie durch eine Transfusion an mich übertrug.

Die Tinte unter dem Vertrag, in dem sie mir den Laden in ihrem Haus übertrug, war noch nicht trocken, da starb sie.

»Jedes Mal, wenn du glücklich sein willst, sei es einfach. Warte nicht. Verstanden?«

Ich lächelte siegesgewiss.

Stiefmütterchen, Herbstblüher.

Es heißt, dass sie im poetischen Sinne mit den Erinnerungen verbunden sind. Die Legende besagt, dass, wenn man diese Blume auf einen Schlafenden legt, derjenige sich beim Aufwachen in den ersten Menschen verliebt, den er sieht.

Die Zitate in diesem Roman wurden den folgenden Werken entnommen:

- Seite 75 Susan Sontag: *Zur gleichen Zeit*, Essay und Reden, Das Gewissen der Wörter, Hanser 2008, deutsche Erstveröffentlichung in FAZ 11. Juli 2001
- Seite 124 Ernest Hemingway: *Paris ein Fest fürs Leben*, Rowohlt Taschenbuch, 2012, Übersetzung von Werner Schmitz
- Seite 219 Léon-Paul Fargue: *Der Wanderer durch Paris*, Insel Verlag 2012, Übersetzung von Katharina Spann
- Seite 359 Enrique Vila-Matas: *Paris hat kein Ende*, Fischer Taschenbuch Verlag 2008, Übersetzung von Petra Stein

ISBN 978-3-85179-377-2

Alle Rechte vorbehalten

© 2015 Màxim Huerta Hernández

© 2015 by Espasa Libros, S.L.U. Madrid

Die Originalausgabe erschien bei

Espasa Libros, S.L.U. Madrid

Titel der spanischen Originalausgabe:

*No me dejes*

© 2019 für die deutschsprachige Ausgabe:

Thiele Verlag in der Thiele & Brandstätter Verlag GmbH,

München und Wien

Umschlaggestaltung: Christina Krutz, Biebesheim am Rhein

Satz: Christine Paxmann • text • konzept • grafik, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

[www.thiele-verlag.com](http://www.thiele-verlag.com)